

Menschenherrschaft und Gottesherrschaft in der politischen Gestaltung

Autor(en): **Trautvetter, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **32 (1938)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-137197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nirgends dem *Tode* das letzte Wort einräumt, weder in der geistigen, noch in der körperlichen Welt, weder für das Los des Einzelnen, noch für das der Völker, noch für das der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern überall nur dem Leben, dem Sieg, dem lebendigen Gott und Christus, die alle Gräber sprengen: Ostern! Das bedeutet, daß, wer an ihn glaubt, wer auf ihn schaut, auch nicht irgend einen Tod zugeben kann, den das Böse bewirkt hat. Er glaubt auch dafür an Auferstehung. Auf ihn schauend, können wir, müssen wir sicher und gewiß werden, daß sie wiederkehren werden, aufstehen aus dem Grabe, die Völker, die Sachen, die Menschen, die in unseren Tagen das Schwert des Bösen geistig erschlagen hat. Sie werden aus den Gräbern kommen zu ihrer Zeit. Solche Auferstehungen sind schon oft gewesen. Wir in unserer Zeit haben deren eine ganze Reihe erlebt, zum Teil unglaubliche. Man kann die ganze Geschichte eine große Auferstehung nennen. Solcher Osterruf darf uns, soll uns umtönen in diesen Tagen des Todes für das Gute, für die Freiheit, für das Recht, für den Frieden, für Gottes und des Menschen Sache — Osterruf, Osterfreude, Osterfieg — von Christus her, der erschienen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, das ganze Reich Satans zu besiegen und den das Triumphlied *seines* Reiches umbraut: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ *Leonhard Ragaz.*

Menschenherrschaft und Gottesherrschaft in der politischen Gestaltung.

Es gibt ein großes und ganz unvergleichliches Wunder in der Geschichte: das ist die Erkenntnis des ursprünglichen Rechtes, das jeder Mensch hat. Es ist ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes: es geht über alles Natürliche hinaus. Das Natürliche ist in dieser Welt die Gewalt, die Herrschaft der Starken über die Schwachen, die Ausbeutung der Wehrlosen, der rücksichtslose Kampf, bei dem die Brutalen, die Hemmungslosen, die Gewissenlosen, die Schlaunen, die Primitiven und Gemeinen die Oberhand bekommen und behalten; das Natürliche ist Unterdrückung, Herrschaft in immer wechselnden Formen — aber immer durch ein Merkmal gekennzeichnet: durch die Rechtlosigkeit der einen und die Vorrechte der andern.

Man muß sich das anschaulich machen; man muß das endlose Heer der Vergewaltigten an sich vorüberziehen sehen, in ihrer Erniedrigung. Man muß sie vor sich sehen: diese Vergewaltiger mit ihren Peitschen, mit ihren Waffen, mit ihren Burgen, mit ihren sogenannten Rechtsamen und verbrieften Vorrechten, diese Herren, die sich für Halbgötter halten und für solche gehalten werden, diese Monarchen und Despoten, auf deren Wink die besten Köpfe abgeschlagen und die Edelsten vernichtet werden. Man muß das Heer der Geopferten sehen, die stumm zur

Schlachtbank geführt werden; sie, denen man das Reden verbietet, denen man nicht erlaubt, zu denken, die ihre Peiniger anzubeten und ihnen „Heil!“ zuzurufen haben. Man muß den Sklaven des Altertums und den mittelalterlichen Bauern vor sich sehen, dann wird man ahnen, was Herrschaft ist und was Freiheit ist. Dann wird man verstehen, was für eine heilige Stunde es war, als in diese Welt die Botschaft eintrat, daß jeder Mensch — jeder! — sein heiliges Recht hat, und daß sogenannte Regierungen nur mit seiner Zustimmung und nur solange es ihm gefällt, über ihn regieren dürfen.

Wir sollten uns durch die Tatsache des Niederganges der Demokratie nicht daran hindern lassen, die Größe und Heiligkeit ihrer Geburtsstunde zu empfinden. Denn dieser Niedergang hat seine Ursache ja nicht im Wesen der Demokratie selbst, sondern in der Kleinheit und Mattigkeit unserer Seelen, welche die großen Gedanken der Freiheit und des heiligen Rechtes jedes einzelnen Menschen nicht mehr zu fassen vermag. Die Erstarrung und das Versagen der Demokratie offenbart in erster Linie unsern Abfall, den Abfall von dem, was hinter aller Demokratie steht, von dem Letzten und Größten, das die Quelle aller Freiheit und aller heiligen Menschenrechte ist.

Wir sind uns bewußt, etwas zu sagen, das nicht so bekannt ist, wie es sein müßte (es müßte bekannt sein, weil es eine der wunderbarsten Tatsachen der Menschengeschichte ist!), wenn wir darauf hinweisen, daß die Geburtsstunde der Demokratie mit der Stunde zusammenfällt, in der sich Gott einem Volke offenbarte, — und daß dieses zeitliche Zusammentreffen nicht zufällig, sondern von tiefstem inneren Wahrheitszusammenhang ist.

Der Leser hat vielleicht, als ich von der Geburtsstunde der Menschenrechte sprach, an spätere Daten gedacht, vielleicht an die „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen“ vom 3. September 1791 oder an die amerikanische Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1776, die mit der Erklärung der Menschenrechte beginnt, mit jenen denkwürdigen Worten:

„Wir halten diese Wahrheiten für in sich einleuchtend: daß alle Menschen gleich geschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, darunter Leben, Freiheit und Streben nach Glück: daß zur Sicherung dieser Rechte Regierungen unter den Menschen eingesetzt sind, die ihre gerechten Vollmachten von der Einwilligung der Regierten herleiten; daß, wenn immer eine Regierungsform diesen Zielen zum Schaden gereicht, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen . . .“

Daran hat der Leser vielleicht gedacht — und es liegt auch uns fern, die Größe dieser späteren geschichtlichen Stunden zu verkennen. Auch diese sind uns heilig, und wir haben allen Grund, mit tiefster Ehrerbietung von ihnen zu reden und die feilische Kraft und Größe der Menschen jener Zeit zu bewundern. Sie sind ja so viel gläubiger und

frömmere gewesen als diejenigen, welche sie nach der heutigen Mode als bloße Idealisten und Rationalisten abtun.

Was wir nun aber wieder ins Licht stellen möchten — gerade auch um damit ein gegenüber Recht und Freiheit laues Christentum abzuschütteln —, das ist eben jene Tatsache, daß die Geburtsstunde der Demokratie mit der Stunde zusammenfällt, in der sich Gott einem Volke offenbarte.

Die Gesetzgebung des Moses ist nicht nur eine Erklärung der Rechte Gottes, sondern zugleich eine gewaltige, mit derselben Heiligkeit und Autorität ausgestattete Erklärung der Menschenrechte. Es tritt an jener Stelle der Geschichte in dem, was man überhaupt Gesetzgebung nennt, eine entscheidende Wendung ein: die Gesetzgebung nimmt die Richtung auf den Menschen.

Alle Gesetzgebung wird sonst in dieser Welt des Egoismus und der Gewalt zur Sicherung und Heiligsprechung von Gewalt und Vorrecht dienen; nun aber wird das Recht des Menschen heilig gesprochen, und zwar des Menschen als solchem, nicht des reichen Menschen, nicht des Starken, nicht des Begabten, sondern des Menschen schlechthin, des Armen, des Wehrlosen, der Witwe, der Waise, des Heimatlosen. Beim Reichen ist in dieser Welt immer der Reichtum wichtiger als der Mensch, beim Begabten die Begabung, beim Starken die Stärke. Hier aber wird der Mensch, der nichts ist, nichts hat, nichts kann für heilig, unverletzlich, unantastbar erklärt. Es wird ein Recht proklamiert, das sich auf nichts stützen kann, auf nichts, was von dieser Welt ist. Das Recht des Starken beruht auf seiner Macht, das des Reichen auf seinem Reichtum — das Recht des Armen aber und des Wehrlosen beruht auf nichts, was von dieser Welt ist; es kann nur auf Einem beruhen: auf Gott, auf dem, der diesen Menschen schuf. So wie es auch in der amerikanischen Erklärung der Menschenrechte steht: „daß die Menschen von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind“ — ja, einzig und allein von ihrem Schöpfer.

Möchten wir es doch fühlen und anerkennen, daß hier eine der gewaltigsten, heiligsten und schönsten Offenbarungen des Glaubens vorliegt. Glauben ist dieses zuversichtliche Abstellen auf einen ewigen Grund, auf etwas, das nicht greifbar, das „nicht von dieser Welt“ ist. Möchten wir erkennen, was das für diese Welt bedeutet, in der sonst nur Eisen und Stahl, Gold und Silber gelten. Hier sinken diese Götter in den Staub, hier tritt in diese Welt der sachlichen Werte diejenige Macht, welche der Persönlichkeit den höchsten Wert verleiht. Hier tritt die jenseitige Macht in das Diesseits hinein und nimmt sich des Menschen an; der ewige Gott wird der Anwalt des Menschen, desjenigen Wesens, das bis auf diesen Tag in dieser Welt das wertloseste ist. Denn wenn das Wort dieser jenseitigen Macht nicht gilt, dann ist jedes Tier mit genießbarem Fleisch, jedes Stück Metall mehr wert als der Mensch, der in der Welt der sachlichen und meßbaren Werte nur dann Bedeutung

gewinnt, wenn er irgendwie ausgebeutet, zum Mittel des Erwerbes oder des Genusses erniedrigt werden kann. Nur der verflavbare Mensch hat Wert in diesen irdischen Zusammenhängen.

Aber nun ist die Wendung eingetreten mit der Offenbarung Gottes und der damit unlöslich verbundenen Proklamation des Rechtes des Menschen. Von jetzt an hat auch der Mensch, der sich nicht verflaven und nicht gebrauchen lassen muß, der „ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan“ ist, einen unendlichen Wert, unendlich, weil nicht mit den Maßstäben der Endlichkeit zu messen.

Von jetzt an wird man die Gottlosigkeit gerade daran und an nichts anderem erkennen, wie mit dem Menschen umgegangen wird; von jetzt an wird man diejenige Welt als gottlos bezeichnen, in der Menschen um sachlicher Vorteile willen mißbraucht oder geopfert werden. Wir haben das Geschrei der Frommen über die zunehmende Gottlosigkeit nie ernst genommen, aber wenn wir erleben, daß Hekatomben von Menschen geopfert werden — oder auch nur ein einziges Kind! —, dann tritt uns diejenige Form von Gottlosigkeit greifbar entgegen, welche nicht nur von Theologen, sondern von Gott selber als solche angesehen wird. Denn Mißbrauch und Schändung des Menschen ist nur möglich, wo man Gott vergessen und verlassen hat. Daß uns — wenn das Gesagte wahr ist — aus der Geschichte und aus der Gestalt der Gegenwart eine ganze Welt von Gottlosigkeit entgegentritt, wem könnte das nun noch verborgen sein! Nicht nur die Sklaverei, nicht nur die Taten der Inquisition, nicht nur alle Kriege mit ihrem bis auf diesen Tag sich immer noch steigenden Grauen, sondern auch jeder chinesische Kuli, der mit tuberkulöser, keuchender Brust seine Riksha im Lauffschritt durch die Straßen zieht, und all die soziale Verflavung, die Arbeit, deren Verweigerung man verbietet — aus all dem erhebt sich jene schwerste aller Anklagen, die der Gottlosigkeit. Denn wo man Gott kennt, da wird der Mensch in seine Rechte eingesetzt.

Man beachte, daß wir von Anerkennung der *Rechte* reden und nicht von Erbarmen und Mitleid. Erbarmen und Mitleid kann man auch mit einem Pferde oder Hunde haben, sagt Robertson einmal. Man traut der Bibel, nach landläufiger Auffassung und auch nach der offiziellen theologischen Interpretation, sehr viel Erbarmen, Mitleid und Liebe zu, nicht aber Leidenschaft für Recht und Freiheit des Menschen. Wenn dem so wäre, dann wäre die Bibel in diesem Punkte durch die Demokratie, durch die Erklärung der Menschenrechte überboten worden. Aber es ist nicht so, sondern die Proklamation der Menschenrechte ist in der Bibel da, und zwar in ursprünglichster Art, mit jenem gewaltigen Pathos, mit jener Leidenschaft, mit der nur der Schöpfer für sein Geschöpf, der Vater für sein Kind eintreten kann. Es hätte wahrscheinlich nie eine amerikanische und eine französische Erklärung der Menschenrechte gegeben, wenn nicht die biblische vorangegangen wäre.

So schaut die Bibel diese Sache an: Menschenherrschaft ist Abfall von

Gott; Beherrschung des Menschen durch den Menschen ist Aufhebung und Zerstörung der göttlichen Grundordnung. Es gibt nur Einen, der den Menschen beherrschen darf: Gott. Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir allerdings betonen, daß das Wort „herrschen“ hier im eigentlichen Sinne gemeint ist; es handelt sich um das Herrschen, das die Freiheit des Beherrschten aufhebt und seine Menschenwürde antastet. Es handelt sich also bei jener Erklärung der Menschenrechte um die Ablehnung jeglicher Form von Tyrannei, nicht aber um die Aufhebung irgendwelcher Ordnung, zu der auch immer Ueberordnung und Unterordnung gehören wird. Wir müssen schon hier — obschon wir bisher mehr an das *Alte* Testament gedacht haben und auch noch weiteres über seine Stellung sagen möchten — das entscheidende Wort Christi anführen, das er über diese Sache gesprochen hat: „Ihr wißt, daß die, welche als die Fürsten der Völker gelten, sie knechten und die Großen über sie Gewalt üben. Unter euch ist es aber nicht so, sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch der erste sein will, der sei der Knecht aller.“ (Markus 10, 42, 43.) Das ist die einzige Form des Herrschens und der Ueberordnung, welche die Rechte und die Würde des Menschen nicht antastet: das Dienen, die Hingabe, das Opfer. Da ist keine Beherrschung des Menschen durch den Menschen mehr, denn in dem sich Opfernden geht ja der Mensch unter. Daß in diesem Sinne Menschen leitende Funktionen ausüben, das bedeutet dann keine Verletzung der menschlichen Grundrechte mehr; sie sind dann alle Glieder eines Leibes, und kein Glied — auch wenn seine Funktionen „höher“ sind als die der andern Glieder — ist höher zu achten als die andern Glieder.

Diese Wahrheiten erfüllen die Bibel so gewaltig, daß es eigentlich eine der erstaunlichsten Tatsachen sein müßte, daß sie so unbekannt geblieben sind. So gründlich sind diese Dinge zugedeckt worden, daß die Bibel sogar in den Ruf gekommen ist, ein Buch zu sein, mit dem sich alle mögliche Tyrannei und Entrechtung ohne sonderliche Schwierigkeiten begründen lasse. Und doch ist die Bibel die erhabenste und leidenschaftlichste Urkunde der Freiheit. Sie ist das Buch der Menschenrechte, weil sie das Buch der Rechte Gottes ist.

Wir können natürlich unsere Art, die Dinge zu sehen, niemandem aufzwingen, und wir können hier auch nicht mit allen denen fechten, die uns mit Bibelstellen das genaue Gegenteil beweisen. Aber wir möchten uns immerhin anheischig machen, nicht nur nach dem ganzen Geist der biblischen Gottesoffenbarung, sondern auch aus ihrem Buchstaben und Wortlaut, Beweise zu liefern, daß in ihr jede Herrschaft des Menschen über den Menschen als Sünde gilt.

Ich möchte nur auf eine Tatsache hinweisen, deren Bedeutsamkeit allein alle jene Stellen weit überwiegt, mit denen etwa menschliche Unterdrückung entschuldigt worden ist. Es handelt sich um das folgende: Das Auftauchen der Monarchie erscheint in der Bibel als eine Wendung

voller Tragik und Furchtbarkeit. Nur der stärkste Ausdruck wird stark genug gefunden zur Charakterisierung dieser Wendung, sie wird Abfall genannt, die Sünde aller Sünden! Menschenherrschaft ist Abfall von dem Einzigem, der zum Herrschen berechtigt ist. Wir weisen auf einige der bezeichnenden Partien in der Geschichte des Gottesvolkes hin. Es ist die Zeit des langsamen Herabsinkens von der Höhe der lebendigen Verbindung mit Gott. In dieser Zeit des Niederganges taucht — sozusagen als erstes Zerfallsprodukt — der Gedanke der Monarchie auf. Aber er wird sofort verworfen, denn es ist einer da, der zwischen Gott und Baal zu unterscheiden weiß: Gideon. Richter 8, 22 heißt es:

„Darnach sprachen die Männer Israels zu Gideon: Herrsche über uns, du sowohl als dein Sohn und deines Sohnes Sohn, denn du hast uns aus der Hand der Midianiter errettet. Aber Gideon antwortete ihnen: Ich will nicht über euch herrschen und auch mein Sohn soll nicht über euch herrschen; der Herr soll über euch herrschen.“

Es ist wirklich so, wie einer der besten — und, wenn man so sagen dürfte, kongenialsten — Kenner des Alten Testaments, Martin Buber, sagt: „Der Bund am Sinai bedeutet seinem positiven Gehalt nach, daß die wandernden Stämme Jahwe auf Weltzeit und Ewigkeit zu ihrem König annehmen; seinem negativen Gehalt nach bedeutet er, daß *kein Mensch* König der Söhne Israels heißen soll.“ „Der eigentliche Widerspruch der unmittelbaren Theokratie ist das erbliche Königtum.“ Buber redet von einem „Zug der Auflehnung gegen alle Statik der Menschen-gewalt“, ja sogar von dem „anarchischen Seelengrund der Theokratie“ im Alten Testament.¹⁾

Auf zwei bedeutende Stellen soll noch hingewiesen werden: Einer der Söhne Gideons, Jotham, hat gegenüber seinem Bruder Abimelech, der sich zum König aufgeschwungen und sein Herrschertalent bereits durch ein Blutbad dokumentiert hat, eine Fabel gedichtet:

„Einst gingen die Bäume hin, einen König über sich zu salben, und sie sprachen zum Oelbaum: Sei du unser König.

Aber der Oelbaum antwortete: Soll ich meine Fettigkeit lassen, mit der man Götter und Menschen ehrt, und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?

Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: So komm du und sei unser König.

Aber der Feigenbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Süßigkeit lassen und meine köstliche Frucht und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?

Da sprachen die Bäume zum Weinstock: So komm du und sei unser König.

Aber der Weinstock antwortete ihnen: Soll ich meinen Wein lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht und hingehen, um über den Bäumen zu schweben?

Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: So komm du und sei unser König.

Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Wollt ihr in Wahrheit mich salben, daß ich König über euch sei, so kommt und bergt euch in meinem Schatten. Wo nicht, so wird Feuer ausgehen vom Dornbusch und verzehren die Cedern des Libanon.“ (Richter 9, 8 ff.)

¹⁾ Martin Buber, Königtum Gottes, Schocken Verlag, Berlin 1932.

Welch tiefe Einsichten! Die Menschen haben keine Ruhe, bis sie ihren Tyrannen haben; wenn sie einmal des Sinnes für Freiheit und Menschenwürde verlustig gegangen sind, dann kommt eine geradezu krankhafte Sucht nach Wegwerfung und Knechtschaft über sie. Auch wenn sie über den „dornigen“ Charakter aller Menschenherrschaft völlig im klaren sind, so werden sie dennoch — mit sehenden Augen! — diese Herrschaft suchen. Alle Aufklärung über die Bosheit, Dummheit, Niedrigkeit des Tyrannen, alle Aufzählung seiner Schandtaten wird abprallen an diesem pathologischen Verlangen, einen solchen sichtbaren und fühlbaren Götzen in ihrer Mitte zu haben, auch wenn diese Fühlbarkeit auch im Zertretenwerden bestehen sollte. Und die andere Einsicht, die in dieser Fabel steckt, ist die, welche der Historiker Schloffer, und mit ihm Jakob Burckhardt, so zu formulieren pflegten: „Die Macht ist böse an sich.“ Der Mensch erträgt die Macht, den eigenen Machtbesitz, feelisch nicht; es ist nicht seine Sache, über die Rechte anderer Menschen zu verfügen; er hätte sich damit etwas angemaßt, was nur Gott zukommen kann; er hätte die Grenzen des Menschen überschritten; er hörte auf, Mensch zu sein, er würde aber nicht Uebermensch — denn das ist etwas, das es nicht gibt! —, er würde nur Unmensch, und es würde „Feuer von ihm ausgehen und verzehren die Cedern des Libanon“.

Die andere Stelle, auf die wir hinweisen wollten, steht im 1. Buch Samuel, Kapitel 8, und schildert, wie der alte Samuel unter der Tragik des von Gott abgefallenen und darum sich nach Knechtschaft sehnenen Volkes zusammenbricht. Ihm wird es noch einmal deutlich bestätigt, was Gott über Menschenherrschaft denkt: „Nicht dich haben sie verlassen, sondern mich haben sie verlassen.“ Als aber das Volk dabei bleibt, mit ausdrücklicher, und sachlich absolut richtiger Berufung auf das Beispiel der heidnischen Völker, da bekommt Samuel den Auftrag, dem Volk noch einmal zu sagen, was das Königtum ist:

„Und Samuel sagte dem Volk, das einen König von ihm begehrte, alle Worte des Herrn und sprach: Das wird die Gerechtfame des Königs sein, der über euch herrschen soll: Euere Söhne wird er nehmen, daß er sie für seinen Wagen und seine Rosse verwende, daß sie vor seinem Wagen herlaufen, daß er sie zu seinen Obersten über Taufend und zu Obersten über Fünfzig mache, daß sie seine Aecker pflügen und seine Ernte schneiden und daß sie seine Kriegswaffen und seine Wagengeräte machen. Euere Töchter wird er nehmen, daß sie ihm Salben mischen und ihm kochen und backen. Euere besten Felder, Weinberge und Oelbäume wird er nehmen und seinen Höflingen geben. Von eueren Saaten und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Dienern geben. Euere Knechte und Mägde und euere schönsten Rinder und Esel wird er nehmen und für seine Hofhaltung verwenden. Von eueren Schafen wird er den Zehnten nehmen und ihr selbst müßt seine Sklaven sein. Wenn ihr dann wegen eueres Königs, den ihr erwählt habt, schreit, wird der Herr euch alsdann nicht antworten. Aber das Volk weigerte sich, auf Samuel zu hören, und sprach: Nein; ein König soll über uns herrschen. Wir wollen es ebenso haben wie alle anderen Völker.“

Und nun nahen wir uns mit der Frage, welche der Mensch und die ganze Not unserer Zeit stellen muß — mit der Frage nach der Freiheit

und dem heiligen Recht jedes Menschen — dem, dessen Wort uns eindeutiger und zuverlässiger Gottes Wort ist als jedes andere Wort, das irgendwo innerhalb oder außerhalb der Bibel steht. Wir wenden uns mit dieser Frage an Christus — wenn wir auch wohl wissen, daß gerade *sein* Wesen nicht in einigen bequem zu handhabenden Worten zu fassen ist.

Wir wissen, daß die Gestalt Christi allen menschlichen Ansprüchen und Leidenschaften wie entrückt erscheint. Wir wissen, daß die Menschen gewöhnt worden sind, ihn in einer großen Erhabenheit zu sehen, erhaben namentlich über alles, was mit menschlicher Leidenschaft belastet erscheint. So ist es fast zu einem Dogma geworden, daß Er, der göttliche Meister, nicht in Zusammenhang gebracht werden könne mit jenem Lebensgebiet, das allerdings von vielen großen und kleinen Leidenschaften erfüllt und vielleicht verwüstet worden ist: mit dem Gebiet des Politischen. Es erscheint deshalb als ein ganz unmögliches, ja schlechterdings unzulässiges Unterfangen, Christus für die Demokratie oder für eine andere Staatsform in Anspruch nehmen zu wollen. Wie sollte der, der gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ in Beziehung gesetzt werden können zu den politischen Gestaltungen, zu Freiheit oder Diktatur?, sagt man. Und es ist selbstverständlich wahr, daß wir durchaus enttäuscht werden müssen, wenn wir bei ihm nach einer Formel suchen, die man nun ohne viel zu denken und ohne ein lebendiges Herz einfach auf das Politische anwenden könnte.

Man wird uns, die wir glauben, daß die demokratische Freiheit ihre tiefste Begründung in der biblischen Botschaft hat, Worte entgegenhalten wie das bekannte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist“, — ein Wort, das unsere Auffassung gründlich zu widerlegen scheint, weil es das Kaisertum anerkennt in einer Zeit, in der sich dieses römische Kaisertum bis zur Vergottung des Cäsars entwickelt hatte. Wir können hier nicht ausführlich auf die Interpretation dieses Wortes eingehen; wir müssen es aber erwähnen, damit uns nicht vorgeworfen werden kann, daß wir uns um die uns unbequemen Worte herumdrücken und nur zitieren, was uns paßt. Jenes Wort ist einfach und unmißverständlich: Jesus wird von den Vertretern des jüdischen religiösen Patriotismus vor die Alternative gestellt: entweder jüdischer Nationalismus oder aber Anerkennung des übernationalen römischen Reiches. Jesus lehnt in diesem Worte den religiös-nationalistischen Patriotismus seines Volkes ab und bejaht das Römerreich, aber so, daß er sofort der Tendenz zur Vergottung, die natürlich auch diesem „Reich“ innewohnt, den Hinweis auf den einen Gott entgegensetzt. Nicht die Staatsform des römischen Imperiums — sie war damals, wenn auch erst seit ganz kurzer Zeit, das Kaisertum —, sondern das Reich wird (relativ!) anerkannt. Ganz deutlich und absolut wird aber abgelehnt der jüdische nationalistisch-messianische Patriotismus, der es unerhört findet, daß sie, die Juden, den Römern Steuern bezahlen

müssen. Abgelehnt wird von Jesus jene Sorte von Freiheitsbegeisterung, die auch bei uns die einzige ist, die man noch versteht: die außenpolitische, mit nationaler Eitelkeit verquickte Freiheit, diese populäre Sache, mit der die Völker in Raufsch veretzt und so leicht gegeneinander gehetzt werden; diese Freiheit, die immer wieder so fiktiv ist für den Einzelnen; diese Freiheit, um deretwillen sich die Völker immer wieder opfern lassen für den Größenwahn ihrer Führer, für die Dummheit und Gewissenlosigkeit ihrer Diplomaten, für den Besitz derer, die das Volk lieber schon heute als erst morgen jener realen Freiheit, der Rechtsgleichheit, berauben würden, wenn das Volk nicht auf der Hut wäre, — diese Freiheit, die in Illusionen besteht, diese Freiheit, um deretwillen das jüdische Volk achtunddreißig Jahre später verbluten wird, hat Jesus abgelehnt, vor dem Glauben an sie hat er gewarnt.

Aber was müßten wir von einem Christen, von einer Kirche halten, die aus jenem Worte Christi den Schluß ziehen wollte, daß Jesus den Boden des Alten Testaments, den heiligen Boden des Sinai, verlassen habe und gegenüber Recht und Unterdrückung gleichgültig geworden sei? Es genügt, wenn wir hier nochmals jenes eine Wort Christi zitieren, an dessen großartiger Einfachheit und Eindeutigkeit alle Künste der „Auslegung“ zuschanden werden müssen, jenes Wort, das bezeichnenderweise so viel seltener zitiert und gepredigt wird: Markus 10, 42: „Ihr wißt, daß die, welche als Fürsten der Völker gelten, sie knechten und ihre Großen sie vergewaltigen, aber so ist es nicht unter euch.“

„So ist es nicht unter euch.“ So ist es unter denen, die Gott nicht kennen und sich nicht vor ihm beugen; so ist es unter den Heiden. So zu handeln, den Menschen zu vergewaltigen und seine Rechte zu mißachten, das stempelt den Menschen zum Ungläubigen, und auch Hunderttausende von Priestern können dieses Brandmal nicht von ihm nehmen. In einer Welt ohne Gott, da ist jede Tyrannei, jede Erniedrigung und Entrechtung des Menschen möglich, sogar natürlich. Aber aus der Erkenntnis Gottes erhebt sich als Erstes das heilige Recht des Menschen, des Geringsten unter ihnen. „Sehet zu, daß niemand einen von diesen Geringen verachtet.“ Das ist von den Kindern gesagt, aber auch das Kind ist gerade deshalb der Repräsentant des Menschen, weil es völlig wehrlos und preisgegeben ist, wenn der Glaube verloren geht, daß „ihre Engel im Himmel allzeit das Angesicht des himmlischen Vaters schauen“. Wir können auch an jenes größte, schlichteste und ergreifendste Einstehen Jesu für die Geringen erinnern, wo er, in einer Art, die allerdings noch gewaltiger ist als alles Rechtspathos vom Sinai und als alle Rechtsleidenschaft der Propheten, sich selbst mit dem Wohl des geringsten Bruders gleichsetzt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.“ (Matth. 25, 40.) Wer aber meint, daß es sich hier nur um Milde und Erbarmen, nicht aber um Recht handle, der schiebt Jesus die Meinung unter, daß Betätigung der Bruderschaft vereinbar sei mit der größten Erniedrigung, die man einem

Menschen zufügen kann, mit der Erniedrigung, die darin besteht, daß man seine Menschenwürde, das Recht der freien Persönlichkeit, mißachtet. Wer aus dem Gedanken der Bruderschaft das Recht streicht, der hat die Bruderschaft selbst aufgehoben.

Die immer wieder auftauchende Verkennung der prophetischen Rechts-Leidenschaft bei Jesus beruht da, wo sie nicht aus durchsichtigen Motiven des Gewaltgeistes zu erklären ist, auf einem Mißverständnis. Es ist nämlich allerdings deutlich genug in den Evangelien, daß Jesus den Menschen nicht auffordert: „Mache dein Recht geltend, empöre dich, kämpfe darum, beschreite den Weg revolutionärer Gewalt, auf daß du zu deinem Rechte kommst.“ Wir wissen sehr wohl, daß der Weg Jesu ein anderer ist: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ „Wenn jemand mit dir rechten und deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel.“ Aber aus dieser Ablehnung des Gewaltweges, ja sogar des Justizweges zur Erkämpfung des eigenen Rechtes, schließen zu wollen, daß Jesus dem Rechte gegenüber gleichgültig gewesen sei, das ist ein fataler Irrtum, ein Irrtum, der sich in unserer Zeit der großen Vergewaltigung auf geradezu entsetzliche Weise ausgewirkt hat, indem auch die Christen nicht recht wagen, leidenschaftlich für die Rechte der Vergewaltigten einzustehen. Die Meinung Jesu ist aber die: Für dich selbst darfst du, Christ, ohne Leidenschaft sein in Sachen des Rechtes, aber für deines Bruders Recht mußt du entflammen; für dich darfst du schweigen, für deinen Bruder mußt du reden; deinen eigenen Schmerz kannst du beherrschen, aber über den Leiden, die deinem Bruder zugefügt werden, mußt du aufschreien. Nie, nie kann eine Situation eintreten, wo der Verzicht auf die Geltendmachung des Rechtes deines Bruders die christlich gebotene Haltung wäre. Wenn du aber so ehrlich bist, einzustehen, daß du ja für dein Recht vorläufig noch nicht imstande bist, den Weg des Schweigens und Duldens zu gehen, welche Heuchelei ist es dann, wenn du diese höchste Stufe der Bergpredigt-Ethik gerade dann ersteigst, wenn das große Dulden nicht dein, sondern deines Bruders Dulden ist! Laß dir sagen, daß auch Gewalt um des Rechtes willen dem Geiste Christi viel näher ist, als dein gewaltloses Dulden jenes Unrechtes, das nicht dir, sondern deinem Bruder geschieht.

Es ist vor allem nötig, dem geltenden Christentum diese Heuchelei vorzuhalten. Da wird getan, als ob man den Christusweg ginge, den Weg der verzeihenden Liebe, wenn man zu den Schandtaten der Tyrannen schweigt — während man sonst so viel redet und das „Wort“ so hoch schätzt. Es gibt tatsächlich Christen, die sogar ihrem natürlichen menschlichen Empfinden aus lauter Christlichkeit Zwang antun, schweigen wo Himmelschreiendes geschieht, und sagen: sie wollten nicht richten: oder: mit Protesten sei nichts erreicht. Ach, wenn die Christen doch anfangen, wenigstens wieder Menschen zu sein! Bei dieser Frömmigkeit ist man versucht zu sagen: weniger wäre mehr. Weniger Frömmigkeit,

das heißt, weniger von diesem künstlichen und unechten Seelenschmuck von Prinzipien, dafür mehr Wärme und Leidenschaft des Herzens.

Wenn wir aber von Christus und seiner Stellung zum Recht reden, dann haben wir noch ein Wort zu erwähnen, das Wort vom Reiche Gottes, nach dem wir trachten, um dessen Kommen wir beten sollen. Wahrscheinlich verstehen wir nicht alles, was mit diesem gewaltigen Wort gemeint ist. Aber wenn du etwas davon ahnst, daß die Gerechtigkeit dazu gehört, dann hast du mehr vom Reiche Gottes verstanden als der Theologe — es soll heute solche geben —, der hochmütig und kalten Herzens an der Gerechtigkeit vorüberstreitet.

Das Reich, die Gottesherrschaft bedeutet die Ueberwindung der Menschenherrschaft. Jenes schon zweimal zitierte: „Unter euch ist es nicht so“, fordert die Verwirklichung, und zwar auch die *politische* Verwirklichung und Gestaltung einer Menschengemeinschaft, in der es keine Beherrschung des Menschen durch den Menschen mehr gibt. Der Christ muß es tief ernst nehmen, daß es nur *Einen* gibt, den man Herr nennen kann, und er muß daraus die Konsequenz ziehen, daß alles menschliche Herrentum aufzuhören hat. Wo man *ihn* kennt, da treten die Menschen als Freie und Gleiche *neben* einander. Zwischen ihnen gibt es keine anderen, von Gott anerkannten Beziehungen als die des Rechtes und der Liebe — nie aber der Liebe ohne das Recht, nie die Beziehung, die auf Gnade beruht. Es soll keine „gnädigen Herren“ mehr geben auf dieser Erde, und auch keine ungnädigen. Gnade, das ist eine Kategorie, die unter Menschen überhaupt nicht anwendbar ist. Es gibt nur Einen, der gnädig genannt werden darf. Dieser Eine aber wird ungnädig sein, wenn Menschen gegenüber Menschen „das Recht in der Mistgrube der Gnade verscharren“, wie Pestalozzi mit einem Worte gesagt hat, das seine ganze prophetische Leidenschaft für die Menschenrechte verrät. Das Verhältnis des Menschen zu Gott und das Verhältnis des Menschen zum Menschen stehen, nach Jesu immer wieder ausgesprochener Auffassung, in strengster Wechselwirkung.

Es ist furchtbar, wenn der Mensch dem Verhältnis zu Gott die völlig unmögliche, tief unwahre Form des Rechtsanspruches gibt und vergißt, daß es nur Gnade, nichts als Gnade sein kann, wenn Gott ihn gelten läßt. Aber es ist eine ebenso furchtbare Verkehrung der Wahrheit und Zerstörung der ewigen Ordnungen, wenn im Verhältnis des Menschen zum Menschen die unbedingte Gleichheit des Rechtes verleugnet und der eine der Gnade des andern ausgeliefert wird. Ja, ausgeliefert!! Denn der Mensch, der die Macht hat, gnädig zu sein, wird früher oder später unweigerlich ruchlos sein. Er wird es nie verstehen, mit der göttlichen Machtbefugnis der Gnade umzugehen, so wenig wie er es verstünde, über den Lauf der Sonne zu verfügen oder den Blitz zu handhaben. Darum gilt es auch in diesem Sinne, und es gilt ausnahmslos — auch im günstigsten Fall! — daß es furchtbar ist, in die Hände der Menschen zu fallen.

Diese tiefen Einsichten, die in der Bibel so gewaltig aufleuchten, müssen Gestalt gewinnen, auch in dieser sündigen Welt. Das sagen wir im Hinblick auf die, welche die allgemeine Sündhaftigkeit immer wieder zum Vorwand nehmen, um irgendwelchen Ordnungen der Ungerechtigkeit ein Existenzrecht zu geben in dieser Welt und die damit jenes eindringliche „unter euch aber ist es nicht so“ beiseite schieben, anstatt daß sie in Furcht und Zittern daran dächten, daß sie der Gnade Gottes verlustig gehen müssen, wenn sie die Menschenrechte aufheben. Wer das Menschenrecht seines Bruders aufhebt, der hebt damit gleichzeitig und automatisch die Gnade Gottes für sich selbst auf.

Der Blick auf das Reich, die Gottesherrschaft, hat noch eine andere Gefahr zu überwinden: die der Selbstvergottung der Staaten und Nationen. Wir wollen diese Konsequenzen zum Schluß nur noch andeuten. Diese Selbstvergottung ist nicht nur dort, wo man tatsächlich nichts anderes mehr als göttlich empfindet als die Staatsmacht und die Nation, sondern sie ist in einem überall für heilig und unumstößlich angesehenen Begriff nur allzu real vorhanden: in dem Begriff der Souveränität, der absoluten Selbständigkeit, welche jedes Staatengebilde sich als zu seinem Wesen gehörig zuschreibt. Auch an diesem Punkt greift der Glaube an die Gottesherrschaft politisch gestaltend ein. Niemals kann der, welcher an Gott und seine Herrschaft glaubt, etwas derartiges zugeben. Es ist wohl natürlich, daß es Nationen und Staatengebilde gibt — aber ihnen ewige und absolute Bedeutung zuschreiben, das heißt sie mit Attributen ausstatten, die nur Gott und seinem Reich zukommen. Und diese Vergottung rächt sich, denn, wenn menschliche Dinge vergottet werden, werden sie zu Götzen, und den Götzen haftet wesensmäßig Blutdurst und Vernichtungswille an.

Die Vergottung bedeutet vor allem, daß die *Macht* das wesentliche Attribut des Staates wird. Wir wissen heute aber aus grauvoller Erfahrung, daß sich das außen- und innenpolitisch derart auswirkt, daß jener Satz: „die Macht ist böse an sich“, furchtbar bestätigt wird. Der Glaube an die Gottesherrschaft muß zu einer Erlösung des Staates vom Machtdämon führen. Sein ihm von Gott gegebener Sinn ist das Recht, und die gläubige Beugung vor dem Rechtsgedanken wird auch im Verhältnis der Staaten untereinander den Standpunkt der Macht überwinden, zur Gestaltung einer Rechtsgemeinschaft der Staaten, einem Bund der Völker führen.

Also „Internationalismus“ — „Völkerbrei“, rufen einige entsetzt. Merkwürdig ist nur, daß hauptsächlich diejenigen das Wort vom Völkerbrei im Munde führen, welche sich wirklich alle Mühe geben, ihre eigenen Völker in einen Brei zu verwandeln, indem sie alle Individualität ausschalten, alles Persönliche und Eigenartige gleichschalten.

Die politische Gestaltung des Völkerlebens, wie wir es von den Grundwahrheiten der Gottesherrschaft her schauen, würde gekennzeichnet sein durch eine merkwürdige Einheit zweier scheinbar entgegen-

gesetzter Prinzipien: nämlich durch einen großen, umfassenden Zusammenschluß der Nationen und zugleich eine große Freiheit des Individuellen. Gerade das Gegenteil aller Gleichschaltung, alles Zentralismus. Das Ziel ist, daß nicht nur diese entsetzlichen, öden und menschenfeindlichen Gebilde von innenpolitisch gleichgeschalteten Staaten, sondern alle diese gefährlichen Zusammenballungen, die man Großmächte nennt, und ihre ebenso öden und dazu lächerlichen Nachahmungen in kleinem Format verschwinden. Diese bössartigen Molochgebilde, die unter dem Machtgedanken stehen, die sich immer wieder früher oder später als freiheitsfeindlich, ja als menschenfeindlich erweisen, diese Gebilde, deren Symbol das Tier ist, sie müssen weichen dem Gebilde, dessen Symbol der Mensch ist. Des Menschen Sache ist das Recht und die Freiheit, die Macht aber ist Gottes Sache. Der Mensch wird durch die Macht böse und ebenso werden die Staaten böse durch die Macht. (Wir meinen Macht im prägnanten Sinn des Wortes, Macht als Selbstzweck, nicht jene wohltätige Macht, die streng dem Willen zum Recht und dem Schutze des Rechtes untergeordnet ist.) Wer aber soll das in der Tiefe erkennen, und wer soll dieser Erkenntnis zur Verwirklichung helfen, wenn nicht diejenigen, welche *den* kennen, dem in alle Ewigkeit allein das Reich und die Macht gehören.

Paul Trautvetter.

Können Verrat und Trug die Schweiz retten?

Ein Protest.

Das mit *Oesterreich* Geschehene hat auch in der Schweiz ein jähes Erwachen aus falscher Sicherheit bewirkt. Die Schweiz ist tatsächlich in Gefahr, und zwar von Innen wie von Außen. Wenn in dieser Lage Bundesrat und Bundesversammlung ein Wort gefunden hätten, das wirklich dem Gebot der Stunde und dem Sinn der neuen Lage entsprochen hätte, so wäre das eine Tat gewesen, die etwas Rettendes in sich trüge. Statt dessen bildet die Proklamation an das Schweizervolk, die sie am 21. März erlassen haben, für jeden Schweizer, der noch Sinn für Treue, Ehre und Wahrheit hat, nicht nur eine Enttäuschung, sondern einen Gegenstand schwerer Sorge. Sie verkörpert geradezu die Gefahr, die uns mit Untergang bedroht.

Denn die Proklamation beginnt mit etwas wahrhaft Ungeheuerlichem, Schändlichem: mit einer Erklärung, *die als eine Billigung des mit Oesterreich Geschehenen verstanden werden muß*. Es heißt:

„Am 13. März hat der Bundesstaat Oesterreich, mit dem die Schweiz herzliche nachbarliche Beziehungen unterhalten hat, als unabhängiger Staat zu bestehen aufgehört. Das historische Ereignis, das sich vor unseren Augen vollzogen hat, ist von größter Tragweite. *Der Wille, die Völker Deutschlands und Oesterreichs zu vereinigen, war nicht neu. Er hat bereits im letzten Jahrhundert zu bewaffneten Auseinandersetzungen geführt. Dieser Wille hat sich nun durchgesetzt.*“